„Himmelsleitern aus Worten –
Kinderarmut und Resilienz in literarischen Biografien“

Abschiedsvorlesung

am 6. Juni 2012

Prof. Dr. Margherita Zander

FH Münster



Das Elend ist eine Festung ohne Zugbrücke.
Albert Camus

Liebe Gäste,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

herzlichen Dank für die so freundlichen Worte, die ich gerne als Wegzehrung für meinen neuen Lebensabschnitt mitnehme!

Ich gestehe, es ist ein seltsam ambivalentes Gefühl, sich hier und heute von einer langjährigen Wirkungsstätte und von all jenen zu verabschieden, denen ich in dieser Zeit sehr verbunden war. Dass ich an diesem Fachbereich in Lehre und Forschung tätig sein konnte, hat mich sehr erfüllt – und ich gehe um einiges reicher als ich gekommen bin. Dafür möchte ich mich bei Euch allen schlicht bedanken, bei Kolleginnen und Kollegen, bei Studierenden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Fachbereichs, bei den studentischen Hilfskräften und den Mitarbeiterinnen in meinen Forschungs- und sonstigen Projekten.

Mein Dank soll die heutige Abschiedsvorlesung sein, für die ich ein Thema gewählt habe, das aus meiner Sicht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet. Als ich im Herbst 1997 von der Fachhochschule Jena hierher berufen wurde, hatte ich unter anderem in meinem Gepäck ein Thema, das ich in Münster – dank einer Förderung des hiesigen Bildungsministeriums – umgehend in einem neuen dreijährigen Forschungsprojekt weiterverfolgen konnte, nämlich „Kinderarmut“, ein Thema, heute leider so aktuell wie damals. Dieses Thema hat mich die ganze Zeit hier in Lehre und Forschung begleitet, ich habe es – nachgezählt etwa 60 Mal – in seinen unterschiedlichsten Facetten in Seminaren mit Studierenden erörtert…Wir alle haben ja neben unseren Pflicht- auch unsere Leib- und Magenthemen und Kinderarmut war unter anderen eben meins.

Wenn ich in der heutigen Abschiedsvorlesung Kinderarmut in einen engen Zusammenhang mit Resilienz bringe – gedacht ist dabei auch an Resilienzförderung als sozialpädagogisches Konzept –, so binde ich damit einen Aspekt ein, den ich während meiner hiesigen Tätigkeit dazu gewonnen habe. Mit dem Fremdwort „Resilienz“ wird jene seelische Widerstandkraft bezeichnet, welche Menschen hilft, außergewöhnliche Risiken, Belastungen und Lebenskrisen weitaus besser zu bewältigen, als eigentlich zu erwarten stünde. Resilienzförderung

betrachte ich als eine der Möglichkeiten, Entwicklungsrisiken von Kindern aus Armutsverhältnissen entgegen zu wirken. Mit Blick auf meine eigene Zukunftsperspektive will ich zum Abschied nun keinen klassisch sozialwissenschaftlichen Vortrag halten. Indem ich eine neue und ungewöhnliche Zielgruppe ausgewählt habe, möchte ich Sie einladen, mir in eine etwas andere soziale Realität zu folgen, nämlich der von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die in Armut aufgewachsen sind, und deren Resilienzfähigkeit ich hier nachspüre.

Da ich mich diesem Aspekt zukünftig etwas stärker widmen werde – wir alle haben ja Neigungen, denen wir in der „aktiven Berufsphase" nicht wirklich nachgehen können –, möchte ich heute erste Überlegungen dazu präsentieren. Ich musste mich dafür auf drei prägnante Schriftstellerpersönlichkeiten beschränken:

- auf *Frank McCourt*, dessen Bestseller „Die Asche meiner Mutter" sicherlich einigen bekannt sein dürfte, McCourt, der sich als pensionierter Lehrer mit der eindrücklichen Schilderung seiner Armutserlebnisse in der Kindheit „reich" geschrieben hat,
- auf den österreichischen Schriftsteller und Dramenschreiber *Thomas Bernhard*, der seine schmerzhaften Kindheits- und Jugenderlebnisse in verschiedenen autobiografischen Schriften ungewöhnlich persönlich verarbeitet hat,
- auf *Christine Lavant*, eine hier vielleicht weniger bekannte Lyrikerin und Prosa-Autorin, die im ländlichen Kärnten in bitterster Armut als Autodidaktin groß geworden ist und trotz schriftstellerischer Erfolge arm blieb.

Natürlich hatte ich im Vorfeld mein Auge auch auf eine Reihe anderer geworfen,

- so auf den eingangs zitierten *Albert Camus*, der als Halbwaise mit seiner Mutter und Großmutter in einem Armenviertel von Algier gelebt und nur dank der besonderen Förderung durch einen ihm sehr zugewandten Lehrer den Sprung aufs Gymnasium geschafft hat, nachzulesen in der „Der erste Mensch" – einem autobiografischen Roman aus dem Nachlass,
- auf *Gabriela Mistral*, Chilenin aus einem Andendorf, die als erste lateinamerikanische Schriftstellerin 1945 für ihre Lyrik den Nobelpreis erhielt, groß geworden mit ihrer alleinerziehenden Mutter, einer Schneiderin, wobei eine ältere Halbschwester als Hilfslehrerin die Familie finanziell unterstützt hat,
- auf *Gabriel Gárcia Márquez* aus Kolumbien, ebenfalls Nobelpreisträger, der als kleiner Junge bis zum Alter von 8 Jahren zwar bei seinen Großeltern in verarmten, aber nicht armen Verhältnissen gelebt hat, dann aber bei seinen Eltern Unbeständigkeit und

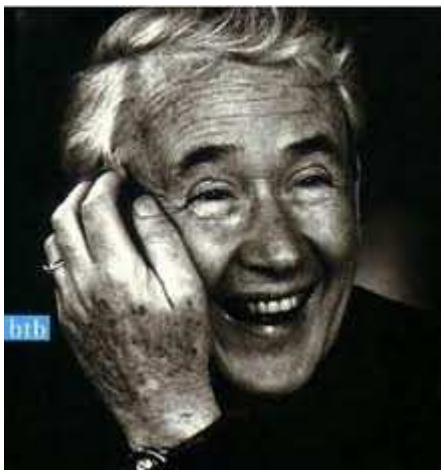
Not kennen lernen sollte, weil der Vater die 13-köpfige Familie mit seinen homöopathischen Apotheken nicht wirklich ernähren konnte,

- auf *Toni Morrison*, erste mit dem Nobelpreis geehrte afroamerikanische Schriftstellerin, die ihre Kindheit in der kleinen Industriestadt Lorain/Ohio im dortigen schwarzen Arbeiterviertel unter fast apartheidsähnlichen Bedingungen verbracht hat.

Die Auswahl fiel letztlich auf die drei eingangs Genannten, weil es von ihnen sehr umfängliche und der Bearbeitung des Themas dienliche autobiografische Aufzeichnungen gibt, und weil sie beispielhaft dafür sind, wie vielfältig und ungewöhnlich die Ausprägungen von Resilienz sein können.

Ich werde Euch Lebensläufe und Resilienzprofile von drei Schriftstellerpersönlichkeiten vorstellen und am Ende ein Geheimnis lüften. Dafür werde ich ca. 75 Minuten benötigen, ich hoffe, Ihr schenkt mir diese Zeit. Zur Auflockerung werden die Originalzitate von meinem Ehemann Martin Roemer und seiner „Vetterin“ Heidi Linnen gelesen.

Frank McCourt (1930 – 2009)



„Wenn ich auf meine Kindheit zurückblicke, frage ich mich, wie ich überhaupt überlebt habe. Natürlich hatte ich eine unglückliche Kindheit; eine glückliche Kindheit lohnt sich ja kaum. Schlimmer als die normale unglückliche Kindheit ist die irische unglückliche Kindheit und noch schlimmer ist die unglückliche irische katholische Kindheit.“ *(S. 7)*

1. Sein Lebenslauf

Frank McCourt wird 1930 als ältester Sohn einer irischen Einwanderer-Familie in Brooklyn/New York geboren; die Mutter stammt aus Limerick, sein Vater ist Nordire. Seine Eltern werden in Folge der „Großen Depression“ arbeitslos und kehren 1934 nach Limerick am Shannon zurück, damals wegen seiner Feuchtigkeit als die Stadt der Schwindsucht bekannt.

Sie werden dort aber nicht – wie erhofft – mit offenen Armen aufgenommen, weder bei den Verwandten im Norden, noch im Süden. Die Herkunftsfamilien der Eltern haben selbst nicht viel abzugeben und sind zudem nicht darüber erfreut, dass der Nordire Malachy McCourt mit der Südirin Angela eine Ehe eingegangen ist. Auch zerschlägt sich die Hoffnung des ehemaligen IRA-Kämpfers McCourt, von seiner Organisation eine kleine Entschädigung für Dienste zu bekommen, deren Ableistung er offensichtlich nicht nachweisen kann.

Vom Norden in den Süden „abgeschoben“, lebt die junge Familie in den Slums von Limerick, der Heimatstadt der Mutter, wo sie zudem als Yankees ausgegrenzt werden und der Vater als Nordire so gut wie keine Chance hat, wenigstens eine Stelle als Hilfsarbeiter zu finden.
Die Familie lebt in der Hauptsache von Arbeitslosenunterstützung, solange der Vater in Irland ist, aber auch von den „Almosen“ der Wohlfahrtspflege und später von der kümmerlichen staatlichen Fürsorge, und Frank übernimmt schon als Schuljunge kleinere Jobs.

Erst recht muß der, so ein wohlmeinender Lehrer, eigentlich talentierte Schulabgänger arbeiten, als Postbote, aber auch in Nebenjobs, um für ein Ticket nach New York sparen zu können. Dort schlägt er sich – 19 jährig – zunächst mit einem Hoteljob durch, bis er zur Army geht mit Stationierung in Bayern. Anschließend kehrt er nach New York zurück, nimmt dort ein Studium auf und finanziert sein Leben mit Jobs in Lagerhäusern sowie auf den Docks. Nach Abschluss des Studiums ist er 30 Jahre lang an mehreren Schulen als Lehrer tätig, zuletzt an einer renommierten New Yorker High School in den Fächern Englisch und kreatives Schreiben.

Erst im Ruhestand verarbeitet er seine Kindheit, Jugend und spätere Lehrertätigkeit in drei autobiografischen Bänden, mit denen er viel Aufsehen erregt. Vor allem der erste Band „Die Asche meiner Mutter“ (dt. ersch. 1996) wurde mit einer Auflage von 6 Millionen Exemplaren zu einem internationalen Bestseller und später auch verfilmt. Für seinen Erstling hat McCourt mehrere Auszeichnungen, unter anderem den Pulitzer-Preis, erhalten.
„Dass ihn ausgerechnet die Schilderung seiner Armut reich gemacht hat, begriff Frank McCourt selbst als profunde Ironie“ (Welt online, Nachruf zum Tode Frank McCourts, 2009, von Wieland Freund).

2. Kindheit in den Slums von Limerick

Mit *„Die Asche meiner Mutter“* hat McCourt ein außergewöhnlich beeindruckendes literarisches Dokument über das langjährige Erleben von Armut aus Kinderperspektive vorgelegt. Seine Familie lebt über viele Jahre hinweg – während seiner ganzen Kindheit und Jugend – in bitterster Armut: Der Vater ist fast durchweg arbeitslos, und wenn es ihm ausnahmsweise gelingt, einen Job zu ergattern, versäuft er den ersten Lohn, erscheint am nächsten Tag zu spät zur Arbeit und wird prompt entlassen. Trotz wiederholter Versprechungen kommt er vom „Suff“ nicht los.

Die kinderreiche Familie – vor allem die Mutter – kämpft ums tägliche Überleben, doch sterben drei von Franks Geschwistern als Babys oder im Kleinkindalter, offensichtlich als Folge von Unterversorgung und unzureichender ärztlicher Hilfe. Nachdem der Vater keine Unterstützung von der IRA erhält, bleibt der Familie nur der Weg zur „Stütze", Fürsorge oder zur Wohlfahrtskammer. Es fehlt am Nötigsten, selbst Brot, Tee und Kohle gehen manchmal aus. Sie wohnen sehr beengt und unter äußerst prekären Bedingungen: So ist z.B. im Winter das zu feuchte Zimmer im Erdgeschoss nicht bewohnbar und wird das Sammelklo gegenüber von Bewohnern gleich mehrerer Häuser benutzt. Die Jungs fallen in der Schule wegen ihrer vom Vater mit Gummireifen geflickten Schuhe auf, und wenn die Kleider am Körper nass werden, heißt es warten, bis alles trocken ist.

Also, nach heutigen sozialwissenschaftlichen Kriterien könnte man sagen, dass die Familie teilweise sogar in absoluter Armut lebt.

Das alles beschreibt McCourt in seinem *autobiografischen Roman* sehr detailliert und eindrücklich. Selten hat jemand so plastisch, in einer dem Armutsmilieu entlehnten Sprache den Alltag armer Leute geschildert. Das Besondere daran ist, dass es McCourt gelungen ist, diese alltägliche Not mit den Augen des aufwachsenden Kindes nachzuzeichnen, hautnah dessen Empfindungen und Gefühlen nachzuspüren. Er tut dies nicht zuletzt mit derbem Humor und satter Ironie. In einem Nachruf von 2009 heißt es daher zu Recht: *„Ohne seine schützende, niemals zersetzende Ironie, ohne seinen Mutterwitz, seinen weniger typisch irischen als typisch amerikanischen Lebensmut, ohne sein dramaturgisches Gespür und sein über Jahrzehnte mündlich erprobtes, in der Tat bühnentaugliches Erzähltalent hätte Frank McCourt nur eine Kindheitserinnerung unter vielen geschrieben..." (Quelle)*

Vor allem die schonungslose Schilderung tatsächlich erlebten Elends, die Authentizität, ließ dieses Buch über Armut zum Bestseller werden. Wohl nur schreibend konnte McCourt seine Lebensbilanz ziehen und seine bitteren Kindheits- und Jugenderfahrungen endgültig und produktiv verarbeiten.

3. Not macht erfinderisch – der Überlebenskünstler

Als Einleitung zu seinem dritten Band „Tag und Nacht und auch im Sommer" schreibt Frank McCourt rückblickend:

„Verstünde ich etwas von Sigmund Freud und Psychoanalyse, könnte ich all meine Sorgen und Nöte auf meine unglückliche

> ***Kindheit in Irland zurückführen. Diese unglückliche Kindheit nahm mir meine Selbstachtung, löste Anfälle von Selbstmitleid aus, lähmte mein Gefühlsleben, machte aus mir einen reizbaren und neidischen Menschen ohne Respekt vor Autorität, verlangsamte meine Entwicklung, ließ meine Beziehungen zum anderen Geschlecht verkümmern, hinderte mich, im Leben voranzukommen, und machte mich, beinahe, unfähig zu jedem normalen menschlichen Umgang. Es ist ein Wunder, dass ich überhaupt Lehrer werden und Lehrer bleiben konnte…“*** *(S. 7)*

Sicher, mit unglücklicher Kindheit meint McCourt nicht nur die häusliche Armut, vielmehr auch die entwürdigenden autoritären Erziehungs- und Züchtigungspraktiken seiner Lehrer und die unsägliche moralisch-geistige Knebelung durch die katholische Kirche. Aber dass sich das Kind all diesen Unbilden sowie Spott und Häme seiner Schulkameraden so schutzlos ausgeliefert fühlte, ist gerade auch durch die familiären Verhältnisse verschuldet.

Als ältester Sohn muss Frank schon sehr früh die Mutter bei ihren Bittgängen begleiten, das Stempelgeld reicht nicht, um die vielen Münder zu stopfen, schon gar nicht für die Miete. Frank muss auf seine kleineren Geschwister aufpassen oder den besoffenen Vater aus der Kneipe holen. Jeden Tag der nackte Existenzkampf, in den sich auch die Kinder stürzen müssen, Mundraub eingeschlossen. Zwar lebten auch die Großmutter mütterlicherseits, zwei Onkel und eine Tante im Viertel, aber Hilfe konnte von dort nur im äußersten Notfall erwartet werden, nicht zuletzt weil die Verwandten der Mutter den „Lebenswandel“ des Vaters missbilligten, wobei sie dessen Ablehnung auch die Kinder durch abschätzige Bemerkungen spüren ließen.

In der Tat lebten die Eltern ihren Kindern völlig gegensätzliche Muster des Umgangs mit Armut vor. Der Vater flüchtet sich einerseits in den Suff, legt aber andererseits großen Wert darauf seine Würde zu bewahren (S. 130 ff.). Er lehnt es ab, zur Wohlfahrt zu gehen oder Kohlen von der Straße aufzusammeln, geht nie ohne Schlips und Kragen aus, wahrscheinlich dem einzigen, den er hat. Er liest, sofern zugänglich, die Tageszeitung und ermutigt auch die Jungs, in der Schule fleißig zu sein – nach dem Motto: Bildung ist die beste Waffe (S. 106). Vor allem möchte er überzeugte Patrioten aus ihnen machen (…sie müssen ihm immer wieder – zumal, wenn er betrunken nach Hause kommt – versprechen, für Irland zu sterben). Er er-

zählt ihnen Geschichten und bringt ihnen was bei…Er ist durchaus auch ein zugewandter Vater und scheint seine Kinder zu lieben, was ihn aber nicht an seinen Zechtouren hindert, obwohl ihm klar sein müsste, dass es danach erst recht am Nötigsten fehlt.

Die Mutter kümmert sich um die Kinder, so gut es geht, bemüht sich um jede mögliche Form der Unterstützung, kann aber manchmal nicht mehr und weint. Da sich die Notlage mit der Geburt jedes weiteren Kindes verschärft, ist sie zunehmend häufiger entmutigt und wohl auch depressiv. Die Sorgen bringen sie schier um den Verstand, so dass sie zeitweise alles laufen lässt, vor allem nachdem das einzige Mädchen Margaret kurz nach der Geburt stirbt und wenig später nacheinander auch die beiden Zwillingsbrüder Eugenie und Oliver.

> ***„Malachy und ich sind wieder in dem Bett, in dem Eugene gestorben ist. Ich hoffe, ihm ist nicht kalt in diesem weißen Sarg auf dem Friedhof…er ist weit weg von der Feuchtigkeit des Shannon, die einen umbringt, oben im Himmel bei Oliver und Margaret, und da gibt es jede Menge Fisch, Fritten und Karamellbonbons…*** *(S. 124)*

Zeitweise bleiben die Kinder ziemlich sich selbst überlassen. Als der Vater 1941 nach England fährt, um dort Arbeit in der Rüstungsindustrie zu finden, hofft die Mutter ein weiteres Mal, ihr Elend könne ein Ende haben! Aber der Vater schickt nicht – wie die anderen irischen Gastarbeiter – regelmäßig Geld nach Hause. Voller Verzweiflung zieht die Frau, als sie samt Kindern auf die Straße gesetzt wird, zu einem entfernten Verwandten, dem sie den Haushalt führt und auch sonst zu Diensten ist oder sein muss.

Dies ist für den 14-jährigen Frank Anlass, auszuziehen und sich auf eigene Füße zu stellen, indem er verschiedene Jobs annimmt. Schon zuvor hatte er mit 11 Jahren – neben der Schule – als Gehilfe eines Nachbarn Kohlen ausgetragen und sich damit derart die Augen ruiniert, dass er für längere Zeit ins Krankenhaus kam. Trotz des gestrengen Krankenhaus-Reglements „genießt“ er diesen Aufenthalt – wie schon eine frühere Unterbringung wegen Typhus –, da er zum ersten Mal ein Bett für sich allein hat und täglich warmes Essen bekommt.

Frank war offenbar ein sehr wissbegieriger, lesehungriger und gelehriger Junge, der sich, wenn’s Spitz auf Knopf stand, auch mit kleineren Notlügen zu helfen wusste. Er selbst beschreibt sich als rebellisches und aufmüpfiges Kind, dem vor allem seine Hartnäckigkeit zu-

gute kam (Einleitung zu *„Tag und Nacht und auch im Sommer“).* Er schlägt sich von klein auf „verbissen“ durch und nimmt sich schon früh vor, eines Tages nach Amerika zu gehen, um dort sein Glück zu suchen. Diesen Wunsch erfüllt er sich tatsächlich – und zwar nicht nur mit seinen hart ersparten Groschen: Denn als er eines Tages jene halsabschneiderische Krämerin tot auffindet, für die er Mahnbriefe an arme Leute verschickt hat, ergreift er – Not macht erfinderisch – die gute Gelegenheit beim Schopf, fasst in ihr Portemonnaie, plündert ihren Sparstrumpf und beschleunigt damit seine Sparbemühungen ungemein. Er vernichtet aber auch ihr Schuldenbuch, so dass die Leute aus seinem Viertel ebenfalls ihren Vorteil davon haben.

4. Die Macht des Traums macht ihn wahr

Frank McCourt hat schon als Schuljunge gelernt, sich mit den ärmlichen Familienverhältnissen zu arrangieren und ist dabei zum Überlebenskünstler geworden. Er klaut schon mal Bananen, um seine kleinen Zwillingsbrüder ruhig zu stellen, und isst den Henkelmann leer, den er dem Untermieter seiner Großmutter für ein kleines Trinkgeld bringen soll… Zusammen mit anderen Jungs schwänzt er die Schule, schmuggelt sich ins Kino ein, klaut Äpfel und beruft sich dabei auf eine Art kindlicher Lebensphilosophie, die er sich schon früh zurecht gezimmert hat (S. 225): ***“und ich frage mich, warum irgend jemand in einer Welt voller Milch und Äpfel Hunger leiden sollte?“***.

Frank hilft Zeitungen austragen, liest dem fast blinden Mr. Timoney Swift vor und ist stets findig, wenn ein Zusatzpenny winkt. Vor allem legt er beständig ein außergewöhnliches Durchhaltevermögen an den Tag, als Gehilfe des Kohlenhändlers etwa, zeigt ungewöhnliche Zähigkeit und Zielstrebigkeit. Nur so konnten ihm der Ausbruch aus dem Armenviertel, die Auswanderung nach Amerika und seine spätere Berufskarriere gelingen. Im damaligen Einwandererland Amerika war es sicher nicht untypisch, dass Immigranten zunächst mit ungelernten Jobs einsteigen mussten. Frank McCourt schaffte dann aber sogar einen akademischen Abschluss und machte Karriere im amerikanischen Bildungssystem.

McCourt hat als kleiner Junge und Heranwachsender viel mit sich selbst ausgemacht, wusste sich aber auch zu helfen, wenn seine seelische Not überhandnahm und er Zuspruch brauchte. So imaginierte er – mangels einer Vertrauensperson, der er seine Kümmernisse „ausschütten“ konnte – einen Engel, dem er sich, auf der Treppenstufe sitzend, anvertraute, oder wandte sich

an seinen Namenspatron, den Hl. Franziskus, von dem er mehr Trost und Verständnis erwartete als von seinen Beichtvätern, die ihn, statt zu entlasten, in noch größere Nöte brachten. Mit voranschreitender Pubertät wird Frank lernen, sich einen integren und intakten ethischen Kern zu bewahren, aber all den Ballast des bigotten und rigiden katholischen Überbaus abzuschütteln, um bar jeder Doppelmoral mit festem Blick auf seinen Zukunftstraum sich die zu seiner Erfüllung notwendigen Ressourcen zu sichern.

Auch wenn sein Ausbruch aus dem Armutsmilieu, sein späterer beruflicher Erfolg und sein – soweit man es beurteilen kann – persönlich geglücktes Leben (zweimal verheiratet, eine Tochter aus erster Ehe) zu einem guten Teil auf individuelle Fähigkeiten wie Intelligenz und Begabung oder Eigenschaften wie Ausdauer und Hartnäckigkeit zurückzuführen sind, gibt es im Leben von Frank McCourt natürlich auch externe Faktoren – im Resilienzjargon: externe Schutzfaktoren –, die dazu beigetragen haben mögen.

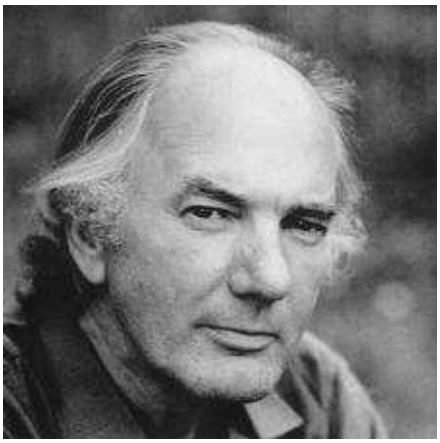
Dazu zählt neben der Liebe der Mutter trotz allem sein Vater, der immer wieder hilfreiche Impulse gegeben hat: „***Mein Vater gehört morgens mir – morgens haben wir die Welt für uns“***, schreibt McCourt in seiner Kindheitsbiografie. Der Vater spornt ihn an, etwas zu lernen (S. 289), und impft ihm den „amerikanischen Traum“ ein: Amerika sei nicht wie Li-merick und er könne eines Tages dorthin auswandern. So problematisch und verheerend sein Alkoholismus sich auf die Familie materiell wie immateriell ausgewirkt hat, scheint dieser Vater für Frank zeitweise eine wichtige Bezugsperson gewesen zu sein. Einen gewissen Halt mögen sich auch die Geschwister untereinander gegeben haben, vor allem die beiden älteren Brüder Frank und Malachy, und selbst in der Schule gab es wohl mindestens ein oder zwei Lehrer, die für die Schüler aus dem Armenviertel ermutigende Worte fanden: ***„Ihr mögt arm sein. aber euer Kopf ist ein Palast“ … „richtet Euren Kopf ein, er ist euer Schatz“*** (S.).

Allerdings bleibt offen, ob Frank in der Schule eine spezifische Bezugsperson hatte. Immerhin dürften ihn sowohl die positiven wie negativen Erfahrungen mit dazu veranlasst haben, später selbst Lehrer zu werden und sich dabei in besonderer Weise für benachteiligte Schüler einzusetzen. Im Gegensatz zu manch anderem hat McCourt sein Herkunftsmilieu nicht etwa verleugnet, sondern seinen Schülerinnen und Schülern Geschichten aus seiner Kindheit erzählt und sie ermutigt, sich ebenso ihren Platz im Leben zu erkämpfen. Im dritten Band verrät er die Quintessenz seiner Lebenserfahrung, folglich das Grundprinzip seines Lehrerdaseins,

dass er zwar nicht an vollkommene Freiheit glaube, aber mit seinen Klassen zusammen versuche, zu Gunsten der Freiheit ***„die Furcht in die Ecke zu treiben“*** (S. 326).

Frank McCourt hat ein geradezu klassisches Beispiel für einen „resilienten“ Lebenslauf geliefert. Es ist ihm nicht nur gelungen, aus bitterster Armut auszubrechen, sondern sein ganzer späterer Lebenslauf als engagierter Lehrer und schließlich allseits gefeierter Erfolgsautor könnte als gelungene Biographie und Zeugnis wahrer Resilienz gewertet werden. Jedenfalls entspräche dies dem Resilienzverständnis von Emmy Werner, einer Pionierin der Resilienzforschung, die in ihrer Langzeitstudie die Resilienzfähigkeit ihrer Probanden daran fest macht, ob diese sich später durch Beziehungsfähigkeit, Lebenstüchtigkeit, Berufserfolg sowie Gemeinschaftssinn ausgezeichnet haben.
Mit diesen Kategorien allein würden wir freilich in den Folgebeispielen Resilienz nicht wirklich erfassen.

Thomas Bernhard (1931 – 1989)



„Da mich die körperliche Züchtigung letzten Endes immer unbeeindruckt gelassen hat…versuchte sie, mich mit den fürchterlichsten Sätzen in die Knie zu zwingen, sie verletzte jedesmal meine Seele zutiefst, wenn sie – Du hast mir noch gefehlt – oder – Du bist mein ganzes Unglück, Dich soll der Teufel holen! Du hast mein Leben zerstört! Du bist an allem schuld! Du bist mein Tod! Du bist ein Nichts, ich schäme mich Deiner! Du bist so ein Nichtsnutz wie Dein Vater! Du bist nichts wert! Du Unfriedenstifter! Du Lügner! – sagte.“ *(Ein Kind, S. 483)*

1. Lebenslauf

Thomas Bernhard wird am 9. Februar 1931 als uneheliches Kind der Österreicherin Hertha Bernhard, einer Hausgehilfin, in Heerlen (Niederlande) geboren; seinen leiblichen Vater wird er nie kennenlernen. Da damals eine uneheliche Geburt als Schande galt, hat die werdende Mutter vorübergehend eine Stelle in den Niederlanden angenommen, um dort das Kind zur Welt zu bringen. Sie tat dies auch, um die Schwangerschaft zunächst vor ihrem Vater geheim zu halten, der für ihre Biographie lebensbestimmenden Person, dessen finanzielle Stütze sie zugleich aber auch war.

Hertha Bernhard war die Tochter des Schriftstellers Johannes Freumbichler, der in seiner Jugend, von anarchistischen Idealen beflügelt, freiwillig auf sein Familienerbe verzichtet und in der Folge in dauerhafter Armut gelebt hat. Da ihm das Schreiben so gut wie nichts einbrachte, war er zeitlebens auf die finanzielle Unterstützung seiner Tochter (später auch seines Schwiegersohnes) und auf den kärglichen Zuverdienst seiner Frau angewiesen, die als Gelegenheitsnäherin, zuvor als Haushaltshilfe und Kinderpflegerin arbeitete.
Nach seiner Geburt kommt Thomas für kurze Zeit in ein niederländisches Kinderheim, wächst dann aber in den ersten Jahren bei den Großeltern mütterlicherseits auf, zunächst in Wien und später in Seekirchen am Wallersee (im Salzburger Land, woher der Großvater stammt). Seine Mutter hat dort eine Anstellung auf dem Hippinger-Hof und die Großeltern sind ihr aus Wien mit dem Enkel nachgezogen. Dort verbringt der kleine Thomas wohl seine glücklichste Zeit, in der Obhut der Großeltern und befreundet mit dem Hippinger-Hansi, dem fast gleichaltrigen Bauernsohn.

Thomas Bernhard ist ungefähr sieben Jahre alt, als seine Mutter heiratet und 1938 mit ihrem Ehemann nach Traunstein in Oberbayern übersiedelt, wo sein zukünftiger Stiefvater Arbeit gefunden hat. Sie nimmt ihr Kind nun zu sich, welches ohne Frage lieber bei den Großeltern geblieben wäre. Die Beziehung zu seiner Mutter scheint problematisch gewesen zu sein, wie das Eingangszitat überdeutlich zeigt. Der Stiefvater wird nun formal zu seinem Vormund, die eigentliche Vaterfigur bleibt für Thomas aber weiterhin der Großvater. Er nämlich trifft alle wichtigen Entscheidungen für den Jungen und ist seine engste Bezugs-und Erziehungsperson. Nur bei den Großeltern fühlt sich Thomas wohl. Glücklicherweise ziehen die beiden auch rasch in die Nähe von Traunstein nach.

Schon zuvor war der Junge mit 5 Jahren in Seekirchen eingeschult worden; im ersten Schuljahr hatte er das Glück, von einer netten Lehrerin unterrichtet zu werden, deren Lieblingsschüler er war, und der er ebenfalls sehr zugetan war. Das ermöglichte ihm zunächst einen guten Schulstart, aber schon mit dem Lehrerwechsel in der zweiten Klasse war es aus; die Schule wurde ihm nun von Jahr zu Jahr zunehmend zur Qual. Mit dem Umzug nach Traunstein ging ihm auch noch sein geliebter Hippingerhof („das Paradies“, wie er es nennt) verloren, wo er sich doch so gut mit dem Hansi angefreundet hatte (S. 524). In Traunstein wird er nun als „Esterreicher“ von seinen Schulkameraden ausgegrenzt und verspottet, zudem von seinen Lehrern gepeinigt (S. 536 ff.). Er scheitert in der Schule – und daheim lässt ihn seine Mutter ihre tiefverwurzelte Ablehnung, den Umständen seiner Geburt geschuldet, unmissver-

ständlich spüren: Er sei ein furchtbares Kind und ein Unruhestifter. Kurzum: Er ist in Schule wie Zuhause gleichermaßen todunglücklich. Sein alleiniger Trost ist die unmittelbare Nähe zu den nachgezogenen Großeltern; nur die Anwesenheit des Großvaters ***"konnte ihn retten"***, schreibt er in seiner Autobiografie (S. 540).
Zunehmend machen ihm aber auch Widersprüchlichkeiten im Erziehungsverhalten des Großvaters zu schaffen, der eigentlich ein überzeugter Freigeist und im Tiefsten seines Herzens Anarchist war. Der Großvater ist gegen das etablierte Schulsystem eingestellt, er verachtet die Lehrer und lästert über alles und jeden. Trotzdem kann er dem Jungen den Schulbesuch nicht ersparen und erwartet, dass sich der kleine Thomas zumindest „tapfer" durchschlägt. Obwohl der Großvater die Einrichtung des NS-Jungvolks grauenhaft findet, besteht er dennoch darauf, dass der Junge hingeht ***„wenn es Dich auch die größte Überwindung kostet"*** *(S. 547).*

Einen völligen Einbruch erlebt Bernhard, als er mit 12 Jahren nach Saalfeld in ein „Erholungsheim" geschickt wird, das in Wirklichkeit ein Erziehungsheim für Schwererziehbare ist. Das Allerschlimmste für den Jungen ist, dass dies wohl mit Einwilligung des geliebten Großvaters passiert ist. Er kann überhaupt nicht verstehen, weshalb der Großvater ihm das angetan hat, und ist derart verzweifelt, dass er mit seinen zwölf Jahren bereits Selbstmordgedanken hegt. Im Erziehungsheim herrscht ein rigides Regiment und Thomas wird zudem verletzend bestraft und gedemütigt, weil er Bettnässer ist (u.a. durch Essensentzug).

Es kam aber noch schlimmer: Wenig später kommt er 1943 während des Krieges in ein NS-Schülerheim nach Salzburg, in die ***„todbringende und zerstörende"*** Stadt, wie er sie später bezeichnen wird. Noch zerstörerischer erlebt er den Aufenthalt in dem dortigen Internat, das von Grünkranz, einem SA-Musteroffizier, geleitetet wird, und welches er in seinen autobiografischen Schriften nur den „Kerker" nennt.
1945 wird das Internat als katholisches Schülerheim wieder eröffnet, doch Thomas findet es dort fast genauso schlimm wie zuvor, weil er trotz Wechsels von Personal und Etiketten von „NS" zu „katholisch" eine schreckliche Kontinuität spürt!

1947 bricht Bernhard, nachdem ein Schulerfolg ausbleibt, abrupt seinen Schulbesuch ab; er wird dazu wohl von seiner Familie aus finanziellen Gründen gedrängt. Er tritt eine Kaufmannslehre in der als Armenviertel bekannten Scherzhauserfeldsiedlung an. Nach eigener Aussage hat er bewusst dieses Viertel gewählt, um unter „armen Leuten" zu sein und sich dort offensichtlich auch wohlgefühlt. Der „Keller" – wie er das Geschäft mit Lagerhalle nennt – ist

für die Leute des Viertels (die Ausgegrenzten von Salzburg) mehr als nur eine Einkaufsmöglichkeit, vielmehr Ort der täglichen Begegnung. Sein neuer Lehrmeister, der verhinderte Musiker und jetzige Geschäftsmann Podlaha, ist ihm zugetan – und Thomas hat zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl, nützlich zu sein.
In seiner Autobiografie stilisiert Bernhard seinen Entschluss, mitten auf der Straße auf dem Weg zum Gymnasium kehrtzumachen, um zum Arbeitsamt ***„in die entgegengesetzte Richtung“*** zu gehen, zur vollkommen eigen- wie widerständigen Tat. Für Bernhard jedenfalls ein notwendiger Akt des Überlebens, um jenem Dilemma zu entgehen, dass der „Klerikalfaschismus“ dieser Bildungsinstitution den Vorurteilen des Großvaters nur allzu sehr entspricht, und die Vermittlung von Bildung dabei für den Knaben auf der Strecke bleibt.

Diese Zeit der Lehre mündet jedoch in die nächste schmerzvolle Erfahrung, in die lange Phase schwerer Erkrankung, eine offene Tb, die Krankheit der Nachkriegszeit, gefolgt von mehreren Aufenthalten in Krankenhäusern, Lungenheilanstalten und Sanatorien, wo Bernhard nach eigener Schilderung erleben muss, wie arme Leute dort als gesellschaftlich Ausgegrenzte dahinsiechen, einen langen Tod sterben. Er selbst überlebt diese Phase nur dank seines eigenen Willens.

2. Verschieden gefühlt – aber immer Armut

Waren die Verhältnisse der Großeltern mütterlicherseits schon immer materiell beengt, so lebte auch seine Mutter mit ihrer neuen Familie keineswegs sorgenlos. Als Friseur erwirtschaftete ihr Mann ein eher bescheidenes Einkommen, das für die zunächst drei-, später sogar fünfköpfige Familie nur für das Nötigste reichte, zumal auch die Großeltern unterstützt werden mussten. So war auch der Umzug nach Traunstein letztlich dem Broterwerb geschuldet.

Fraglos hat Bernhard in seiner Kindheit und frühen Jugend materielle Armut kennen gelernt – es ist aber nicht von der Hand zu weisen, dass er Armut jeweils ganz unterschiedlich erlebt hat. So thematisiert er die materielle Notlage bei seiner Mutter und seinem Stiefvater – in der Traunsteiner Zeit – ganz konkret: Er trägt Brot aus, sie sammeln Holz zum Heizen und er verdient sich sein Taschengeld, indem er die Totenglocke läutet, im Krieg sicherlich ein einträglicher Taschengeldjob. :

„Da ich auch schon als Kind ziemlich geldgierig war, lief ich immerfort zum Pfenninger und fragte, ob nicht jemand ge-

***storben sei. Es konnten mir nicht genug Leute sterben**." (Ein Kind, S. 565)*

Demgegenüber nimmt er die Armut der Großeltern ganz anders wahr:

***„Wir waren arm, aber man sah es uns nicht an. Wir hatten alle eine herrschaftliche Haltung. Meine Großmutter sah, ihrem Taufschein entsprechend, aus wie eine friaulische Prinzessin und mein Großvater wie der Denker, der er war. Sie hatten nur wenige Kleidungsstücke, aber die waren erster Klasse."** (Ein Kind, S. 530)*

Wegen des selbstgewählten Lebensweges konnten die Großeltern finanziell nie auf eigenen Beinen stehen.

Trotz materieller Armut lebt der Großvater jedoch im Bewusstsein seiner künstlerischen Berufung als Schriftsteller, obwohl er zeitlebens nur einen einzigen Roman veröffentlichen kann. Er führt das Leben eines einzelgängerischen Intellektuellen, wobei ihm nach außen hin gelingt, dieses Image mit Würde zu wahren. Man könnte also sagen, die Großeltern lebten in versteckter materieller Armut – wie die Armutsforschung es nennen würde, bei Wahrung des Scheins von Nicht-Armut. In jedem Fall wächst der junge Thomas dort in einem Milieu auf, wo trotz materieller Knappheit Bildungsreichtum herrscht – jedenfalls mangelt es nicht an Büchern und an einer Erziehung hin zu Bildung:

***„… sie hatten kein Geld, aber immer mehr Bücher. Tausende. Im Arbeitszimmer im Mirtelbauernhäusl hatten sie gar nicht Platz gehabt…"** (Ein Kind, S. 539)*

Als Thomas dann später, ab dem Alter von 7 Jahren, im Haushalt der Mutter lebt, erfährt er ebenso materielle Knappheit, aber es herrscht ein anderer Umgangston, der das Armutsgefühl verschärft. Thomas ist jetzt älter und wird in der Schule wegen seiner Herkunft (als „Esterreicher") beschämend ausgegrenzt; zugleich fehlt ihm bei der Mutter die emotionale Geborgenheit, wie er sie bei den Großeltern kennen gelernt hat.

***„Keiner war arm wie ich…Ich zeigte es nicht, aber ich litt natürlich darunter, ständiges Verwischen und Verleugnen der eigenen Armut in der Kindheit und Jugend bedeutet fortwährende unausgesetzte Verkrampfung, ein Zustand, der wirklichen Kontakt mit anderen nicht gestattete."** (Die Ursache, S. ?)*

Dieses Zitat münzt er freilich auf seinen Aufenthalt im Internat, wo er sich aufgrund seiner sozialen Herkunft zusätzlich stigmatisiert fühlt.

3. Eine wahrhaft schwierige Gratwanderung

Im Gegensatz zu McCourt, der vor allem die materiellen Nöte in seinem Kinderdasein schildert, thematisiert Thomas Bernhard eher die psychische Seite. Er nennt die Dinge zwar beim Wort und spricht von häuslicher Armut: ***„wir waren arm"…"keiner war so arm wie ich"***, doch hinterlässt bei ihm weniger die materielle Seite von Armut unauslöschliche Spuren, sondern, seiner Erinnerung nach, hat er viel stärker unter den psychischen Belastungen gelitten.

Solange er bei den Großeltern lebt, hat die liebevolle häusliche Atmosphäre, aber auch die Lebenshaltung der Erwachsenen, das Kind nach außen hin abgeschirmt. Auch die ländliche Umgebung in Seekirchen auf dem Hippinger-Hof mag einem bäuerlichen Mikrokosmos geglichen haben, in dem eben jede und jeder seine Funktion und seine Daseinsberechtigung hat, auch die Bediensteten. Meine These ist, dass für Bernhard nicht das Erleben von materieller Armut das eigentliche Entwicklungsrisiko darstellte, sondern die nicht verheimlichte Ablehnung durch die Mutter, die Erfahrung von sozialer Ausgrenzung in der Schule, gekoppelt mit Demütigung und Bestrafung im Erziehungsheim, später mit Erniedrigung, Sarkasmus und Zerstörung der Seele im NS-geführten Internat – und letztlich das Gefühl von allen verlassen zu sein, selbst vom geliebten Großvater. Man muss sich wohl diese Steigerungsformen seelischer Qual vor Augen führen, um den späteren Thomas Bernhard und seine Radikalität im Denken und Schreiben zu verstehen.

Außenseiter war Bernhard sicher zuvor schon, aber bewusst thematisiert er solche Erfahrungen erst in der Traunsteiner Zeit, als er bei seiner Mutter lebt und dort in der Schule als Zugereister beschimpft wird. Noch schmerzhafter muss die kindliche Seele die ablehnende Haltung der Mutter getroffen haben, die ihn offensichtlich nicht nur wegen seines störrischen Verhaltens körperlich züchtigt, sondern mit übelsten Worten auch seelisch zutiefst kränkt. Nicht von ungefähr wird der Schuljunge zum Bettnässer, eine „Schande", die seine Mutter durch tägliches Aushängen der Laken noch öffentlich kundtut.

Hier knüpft nahtlos die leidvolle Erfahrung im Erziehungsheim an, in das der 12-Jährige mit Einwilligung der Mutter geschickt wird. Natürlich resultiert das Bettnässen aus gravierenden kindlichen Bewältigungsproblemen. Armut und wiederholte Attacken der Mutter belasten ihn:

Der aufmüpfige Junge muss sich vorhalten lassen, nach seinem leiblichen Vater „zu kommen“, für den es in der Familie nur Verachtung und mütterlicherseits bloß Hass gibt.

Sein Schulversagen führt Bernhard in seiner Autobiografie keineswegs auf mangelnde Begabung zurück, sondern vielmehr auf das Schulsystem, mit dem er einfach nicht zu Rande kam. Der Einfluss des Großvaters war hier, so darf man spekulieren, keineswegs hilfreich. Mit Bernhards Worten:

> ***„Ich war der Talentierteste, gleichzeitig der Unfähigste, was die Schule betrifft. Meine Talente waren nicht, wie man glauben möchte, meinem Schulfortschritt förderlich, sie behinderten alles in höchstem Maße.“*** *(S. 545)*

Die eigentliche Katastrophe seiner ausgehenden Kindheit kommt aber noch. Es sind dies die traumatischen Erlebnisse im Salzburger Internat. Dort trägt er sich unentwegt mit Selbstmordgedanken, so dass ihm letztlich nur das von seinem Großvater eingefädelte Geigenspiel das Leben rettet. Das Geigenspiel ermöglicht ihm nämlich, täglich in der sogenannten Schuhkammer zu üben:

> ***„In der Schuhkammer ist er allein mit sich selbst und allein mit seinem Selbstmorddenken, das gleichzeitig mit dem Geigenüben einsetzt. So ist ihm der Eintritt in die Schuhkammer, die zweifellos der fürchterlichste Raum im ganzen Internat ist, Zuflucht zu sich selbst…“*** *(S. 15).*
>
> ***„Tatsächlich hat er in der Schuhkammer viele Versuche, sich umzubringen, unternommen, aber keinen dieser Versuche zu weit getrieben…“*** *(S.15)*

…und sie münden wieder im bewussten Geigenspiel. In der Tat haben sich in diesem Internat auch nach dem Krieg – als es in kirchliche Trägerschaft übergegangen war – mehrere Schüler umgebracht. Hier hat der junge Bernhard wohl die bis dahin düstersten Erfahrungen gemacht; einerseits lebte er in ständiger Angst vor den Züchtigungsmethoden des Internats (vor allem vor Grünkranz und seinen sadistischen und seelenzerstörerischen Erziehungspraktiken), andererseits vor den Schrecken des Krieges. Es ist die Zeit der Bombenalarme; im Oktober 1944 wird die Altstadt von Salzburg bombardiert, das Internat vorübergehend geschlossen. Selbst der Entkommene sei für sein ganzes Leben ein gebrochener Mensch (S. 20).

4. Kraft, die aus der Negation erwächst

In seinen autobiografischen Texten deutet Bernhard immer wieder an, wie sehr er sich schon als Kind wiederholt mit Selbstmordgedanken befasst und dies ***„nur aus Liebe zum Großvater“*** nicht in die Tat umgesetzt habe. Wie geht ein Kind damit um?
Diese Liebe hält ihn am Leben. Ganz eindrücklich spricht er davon, wie sehr ihm der Großvater Geborgenheit und Sicherheit vermittelt habe:

> ***„Er hatte mich akzeptiert, nachdem mich alle anderen nicht akzeptiert hatten.“*** *(Der Atem, WA 10, S. 232)*

Gleichzeitig war dieser Großvater aber auch eine strenge Autorität, ein Patriarch und Egozentriker. Er will aus dem Jungen etwas Außergewöhnliches, einen Künstler machen, und betreibt dies mit unablässiger Zielstrebigkeit.

Aber es muss auch andere Impulse gegeben haben, die dieses so unglückliche Kind letzten Endes zu dem großen Schriftsteller werden ließen, der er unbestritten war. Denn zeitweilig fühlte sich der Junge – gerade in der Zeit seiner heftigsten Selbstmordattacken – selbst von seinem Großvater verraten und verkauft.

Scharfer analytischer Denker, der er war, hilft Bernhard uns selbst auf die Spur. Er nennt für diese Zeit die Musik, das Geigenspiel, als Überlebenshilfe, auch später noch begleiten ihn Träume von einer Sängerkarriere. Für seine Lehrzeit bei Podlaha betont er zudem die wohltuende Wirkung eines anderen Schutzfaktors, nämlich des Gefühls, nützlich und akzeptiert zu sein von Lehrmeister und Leuten im Viertel.
Musik kommt als Schutzfaktor und Lebensziel aber erst spät in Betracht. Etwas anderes muss schon im Kind seine Durchhaltefähigkeit geweckt haben. Kann man bei Bernhard auch sagen, er sei „unbeschadet“ oder zumindest „weniger beschädigt“ durchgekommen, als eigentlich anzunehmen, wie es im Resilienzdiskurs üblich ist? Es sei einmal dahin gestellt.

Möglicherweise bringt uns da die immerzu wiederholte Bezeichnung des Kindes als „Unfriedenstifter“ auf die Fährte. Thomas muss ein störrisches und eigenwilliges Kind gewesen sein. Auch behauptet er von sich im Rückblick auf seine Krankheitsgeschichte, ***„dass er ausschließlich aus eigenem Willen überlebt hat“*** – die Ärzte hatten ihn aufgegeben und er lag bereits im Sterbezimmer. Freilich wird Thomas Bernards ganzes weiteres Leben von Krankheit überschattet sein. Oft spricht man von der Atemlosigkeit seiner Dichtung, die durchaus

als Entsprechung einer an Lunge und Herz schwer geschädigten körperlichen Existenz gelesen werden kann. Und in der Klimax seiner extrem weit gespannten Sätze scheint die permanente Steigerung von Belastungen in der Kindheit nachzuhallen:

> ***„Hätte ich nicht diese letzten Endes den schöpferischen Menschen von jeher verletzende und verhetzende und am Ende immer vernichtende Stadt, die mir durch meine Eltern zugleich Mutter- und Vaterstadt ist, von einem Augenblick auf den andern, und zwar in dem entscheidenden lebensrettenden Augenblick der äußersten Nervenanspannung und größtmöglichen Geistesverletzung hinter mich lassen können, ich hätte, wie so viele andere schöpferische Menschen in ihr und wie so viele, die mir verbundene und vertraute gewesen sind, diese für diese Stadt einzige bezeichnende Probe auf das Exempel gemacht und hätte mich urplötzlich umgebracht, wie sich viele in ihr urplötzlich umgebracht haben…“*** *(Die Ursache, S.11).*

Zum Zeitpunkt eigener Todesnähe im Sanatorium erfährt er indirekt vom Tod des Großvaters. Seine Familie wollte ihn, den Schwerkranken, schonen und die traurige Nachricht erst später erfahren lassen. Der Tod des Großvaters hat ihn schwer getroffen. Das Erbe dieses heiß geliebten Mannes kann ihn nicht unberührt lassen: Der Großvater hat ihm nämlich seine Schreibmaschine vermacht – und das versteht Bernhard als Aufforderung, dessen geistiges Erbe anzutreten. Das ist ihm gelungen, denn bei der äußerst eigenständigen Weiterverarbeitung von dessen Gedankenwelt ist großartige und erfolgreiche Literatur entstanden, die auch materiell zu Buche geschlagen hat. Bezeichnenderweise war er dabei vom Bestreben beseelt, keinesfalls wie sein Großvater zu scheitern. Dass der Schriftsteller dann aus der Negation heraus schreibt, einer prinzipiellen Abwehrhaltung gegen tief empfundene Vernichtungsmechanismen, und sich gerade dadurch behauptet hat, dürfte nicht verwundern. Auch wenn die Thematik um ‚Frost‘, ‚Auslöschung‘ ‚Verstörung‘, um Figuren wie den ‚Untergeher‘, den Ignoranten und Wahnsinnigen kreist und dabei auf traumatische Familienkonstellationen zurückgreift, vergewissert sich Bernhard im Schreiben selbst doch zugleich seiner eigenen Überlebenskraft und Selbstbehauptung.

Aus der Negation heraus geboren, denn die Mutter hat ihn zwar weder abgetrieben noch zur Adoption freigegeben, aber in ihrem Innersten abgelehnt, ist sein Schreiben und Denken folgerichtig selber negationsgeprägt. Es ist *sein spezifischer Weg zur Resilienz*. Bernhard hat sich damit aus einer besonders aussichtslosen Konstellation herausgearbeitet. Durch die widersprüchlich-anarchischen Positionen des Großvaters – Bejahung von Bildung bei Ablehnung ihrer Institutionen – war nämlich der klassische Resilienzweg dem Jungen quasi a priori versperrt. So hat er aus der Not eine Tugend gemacht und seinen eigenwilligen Resilienzweg – Ziel, Zustimmung und Begehren seinerseits wiederum durch Negation auszudrücken – zum Stilprinzip seines Schaffens erhoben. Hervorstechendes Merkmal seines Schreibstils ist der monologische Furor.

Bernhard ist als Schriftsteller zu großem Erfolg und Besitz gelangt. Aber schon der Blick auf ein eher von Einsamkeit gekennzeichnetes Privatleben zeigt, dass bei ihm möglicherweise nicht mehr alle klassischen Kriterien eines gelingenden resilienten Lebenslaufs zum Tragen kommen; traumatische Kindheits- und Jugenderfahrungen werden hier nachgewirkt haben. Resilienz in einem Lebensbereich wie hier als Schriftsteller kann anderswo einen hohen Preis verlangen.

Damit stoßen wir auf ein Resilienzverständnis, das jedenfalls nicht voll dem Mainstream entspricht. Mir ist gerade bei der Beschäftigung mit Biografien von künstlerisch schaffenden Menschen bewusst geworden, dass man an derartige Lebensläufe mit einem erweiterten Begriff von Resilienz herangehen muss. Dies wird im nächsten Beispiel, dem extremen Lebensverlauf der österreichischen Lyrikerin Christine Lavant, noch deutlicher werden.

Christine Lavant (1915 – 1973)



„O Mond, dir steht das Kranksein gut,
so schmal bist du noch lieber.
Vielleicht geht Dir durch Hirn und Blut
jetzt auch das linde Fieber,
mit dem man aufwacht wie als Kind
und Strohhalm, Steine, Laub und Wind
ganz nah beim Herzen findet?
Wenn bald dein Aug erblindet,
dann, Wechselbälgchen, weine nicht,
auch mir vergeht das Augenlicht
und das Gehör der Ohren.
Hab noch viel mehr verloren.“ *(Die Bettlerschale, S. 21)*

1. Ihr Lebenslauf

Zu Christine Thonhauser, die sich nach dem Fluss ihres Heimattales Lavant genannt hat, gibt es bisher keine wissenschaftlich geprüfte Biographie. Wohl aber darf man neben ihrem Briefwechsel auf die stark autobiografischen Züge ihrer Lyrik, vor allem aber ihrer Prosa zurückgreifen, denn sie bekennt:

„…meine Dichtung. Ich schäme mich weil sie Selbstentblössung ist.“ *(Brief vom 23.10.1969 an Elmar Haller)*

Christine wird am 4. Juli 1915 als neuntes und jüngstes Kind des Bergarbeiters Georg Thonhauser und seiner Frau Anna nahe dem Bergarbeiterdorf St. Stefan im Kärntner Lavanttal geboren. Fünf Wochen nach der Geburt wird sie von Skrofeln auf Brust, Hals und im Gesicht befallen, einer Armeleutekrankheit, von der sie zeitlebens gezeichnet sein wird. Als Folge dieser Erkrankung verliert Christine beinahe ihre Sehkraft und verträgt kein Licht, so dass sie sich zeitweise nur im Dunkeln aufhalten kann. Immer wieder werden Krankheiten und körperliche wie psychische Leiden ihren Lebensweg begleiten. Mit drei Jahren hat sie ihre erste Lungenentzündung, wie sie dann fast jedes Jahr wiederkehren sollte. Wiederholt wird sie – zum ersten Mal mit vier Jahren – von Ärzten als nicht lebensfähig eingestuft.

Christine kommt mit 6 Jahren in die Volksschule, ihr Schulbesuch wird jedoch durch häufiges Kranksein unterbrochen; schon als Kind hat sie längere Krankenhausaufenthalte durchzustehen, so auch mit 9 Jahren in Klagenfurt, wo ihr Augenleiden geheilt oder zumindest gelindert werden sollte. Sie wird dort nicht nur von kindlichen Ängsten gepeinigt, sondern macht auch schmerzhafte Erfahrungen damit, von den anderen Kindern ausgegrenzt zu werden, was in ihr bleibende seelische „Wunden“ hinterlässt. Ein Trost mag ihr dabei gewesen sein, dass der Primarius des Krankenhauses ihr – dem auffällig lesehungrigen Mädchen – zum Abschied eine Ausgabe von Goethe-Werken geschenkt hat; ihm und seiner Familie wird sie später in Freundschaft verbunden bleiben.

Auch während der ganzen Schulzeit wird Christine wegen ihres Äußeren gehänselt und gepeinigt, wie man im Gedichtband der *„Bettlerschale“* (siehe: *Die Bettlerschale*, 1956) nachlesen kann. Man muss sie sich als kleines, zartes – wegen der Skrofeln „über und über verbundenes“ – Mädchen vorstellen, wofür sich die Schwestern, die sie auf dem Schulweg begleiten (und ***„auf Händen tragen“***), schämen. Dass dann eine neue Lehrerin Christine ins Herz schließt, vergrößert zugleich den Abstand zu den anderen Kindern. Für sie schreibt Christine ihre erste Geschichte, welche sie der geliebten Lehrerin eigenhändig überreichen will und sich deshalb allein zu Fuß in das 60 km entfernte Klagenfurt aufmacht *(Die Schöne im Mohnkleid).*

Mit 12 Jahren (1927) erkrankt sie an Tuberkulose, ihre Kinderkrankheit – die Skrofulose – flammt wieder auf, und da ihr die Ärzte nur noch eine kurze Lebenserwartung (von einem Jahr) geben, bekommt sie eine starke Röntgenbestrahlung, die unerwartet zu einer vorübergehenden Heilung führt. Den Besuch der weiterführenden Hauptschule (1929) muss sie jedoch

abbrechen, weil sie den langen Schulweg nicht schafft. So bleibt sie Zeit ihres Lebens Autodidaktin. *„Ab dieser Zeit lebt sie zu Hause, ohne einer regelmäßigen Arbeit nachzugehen*" (Brenner-Archiv, S. 3), heißt es in einer vom Brenner-Archiv zusammengestellten Kurzbiografie. Christine hilft im Haushalt, malt, schreibt, liest und beginnt zu stricken, eine Tätigkeit, mit der sie später ihren Lebensunterhalt bestreitet.

Zu Hause hat man sich inzwischen an ihre geistigen und künstlerischen Beschäftigungen gewöhnt, obwohl solche Praktiken in ihrem Herkunftsmilieu sehr ungewöhnlich sind; die Familie arrangiert sich damit, dass sich Christine von Zeit zu Zeit mit dem „Geist" abgibt. In diese Zeit fällt eine Mittelohrentzündung, die dazu führt, dass Christine auf einem Ohr fast taub bleibt. Sie leidet zunehmend auch an schweren Depressionen, kommt wieder in die Klinik zur Augenbehandlung (1932), und lässt sich 1933 (mit 18 Jahren) zum ersten Mal in eine Nervenheilanstalt einweisen, wo sie dann zwei Jahre später (1935), nach einem Suizidversuch, erneut eingeliefert wird, so die *„Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus"*, ein wahres Resilienzbuch. So sehr sie die Anstaltsaufenthalte nachhaltig ängstigen, kehrt sie doch mit der Gewissheit zurück, zwar Depressionen zu haben, aber nicht geisteskrank zu sein.

Noch relativ jung, mit 22 Jahren, lernt sie ihren späteren Mann, den um 30 Jahre älteren Kunstmaler Josef Habernig kennen, den sie ein Jahr nach dem Tod ihrer Eltern (beide sterben kurz nacheinander 1938) heiratet; es heißt, wohl aus Mitleid mit dem alternden Mann. Sie verdient ihren Lebensunterhalt mit Strickarbeiten, zeitweise wird sie auch von ihren Geschwistern finanziell unterstützt und bringt so wohl auch ihren Mann mit durch. Christine beschäftigt sich in dieser Lebensphase mit religiöser, mystischer, philosophischer und okkulter Literatur, was sich ebenso auf ihr späteres Schreiben auswirken wird wie die zufällige Lektüre von Hamsun, russischen Klassikern, der Lagerlöf: Doch ganz entscheidend wird für ihre lyrische Laufbahn Rilke sein.

Ihre literarische Karriere beginnt sie – etwas über dreißig – mit der Veröffentlichung von Gedichten und Erzählungen im Brentano Verlag. Ein großer persönlicher Erfolg wird für sie die Teilnahme an einer Dichterlesung in St. Veit (1950); dort tritt sie erstmals in der literarischen Öffentlichkeit auf. Bei dieser Gelegenheit lernt sie den bekannten österreichischen Maler Werner Berg kennen, ihre große, aber letztlich unglücklich endende Liebe. Beseelt von dieser leidenschaftlichen Liebe und wohl auch ermutigt durch die überraschend große Anerkennung, folgt für die Lavant in den fünfziger Jahren eine sehr produktive Zeit mit regelmäßigen Veröf-

fentlichungen und einer Vielzahl von literarischen Preisen (sie erhält zweimal den Trakl-Preis, zweimal den staatlichen Förderpreis für Lyrik, den Preis der „Neuen deutschen Hefte“, 1970 den großen österreichischen Staatspreis für Literatur u.a.m.).
Leider scheint ihre Schaffenskraft schon in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre mehr oder weniger zeitgleich mit dem Verlust ihrer großen Liebe zu versiegen, genauer noch: nach der Verarbeitung dieser existenziellen Verlusterfahrung durch die Lyrik. Christine Lavant zieht sich aus der Öffentlichkeit ins Private zurück. Als 1963 ihr Mann in Folge eines Schlaganfalls stirbt, erleidet sie einen Nervenzusammenbruch und kommt in die Psychiatrie. Zehn Jahre später stirbt sie, 58-jährig, ebenfalls an einem Schlaganfall, wobei sie in all den letzten Jahren als Dichterin verstummt ist.

„Ich weiß, wie weh der Herzschwund tut,
wenn sich zugleich der schwere Mut
ausdehnt an seiner Stelle.
Du, der in neuer Helle
bald wiederkommst gesund und froh,
schau an die Blume da aus Stroh –
so leicht muss ich noch werden
und auch so leuchtend innen drin,
bevor mein allerletzter Sinn
verlöschen darf auf Erden.“ *(Die Bettlerschale, S. 21)*

2. Die gespiegelte Armut

Auch wenn das Kärntner Lavanttal zu den frühindustrialisierten Gegenden Österreichs zählt, so war es zu ihrer Jugend dennoch überwiegend landwirtschaftlich und feudal geprägt, wobei die reichen Bauern tonangebend blieben; der Katholizismus hatte, wie mir das Brenner-Archiv schrieb, „die gesamte Gesellschaft im Griff“.

Die elfköpfige Bergarbeiterfamilie lebt in materiell sehr beengten Verhältnissen. Zwar entspannt sich die Notlage etwas, sobald die größeren Schwestern als Dienstboten bei den Herrschaften in der Gegend arbeiten gehen, doch verschlechtert sich die Situation wiederum, als der Vater – gesundheitsbedingt – nicht mehr unter Tag arbeiten kann, deshalb nur noch ein Drittel seines Lohns erhält und keine Zulagen mehr, später ganz arbeitslos wird.

Christine beschreibt in *„Die Schöne im Mohnkleid“* selbst die familiäre Notlage:

> ***„Man darf nicht vergessen, wie hart gerade in dieser Zeit die Not daheim umging. Nie wusste die Mutter, ob das Geld für den nächsten Tag noch ausreichen würde. Der Vater und der Bruder waren schon arbeitslos, die Schwestern fast alle ohne Posten, und wenn es an der Tür klopfte, fürchteten wir alle, es könnte ein Bettler sein, der so ein armes Gesicht hätte, dass wir ihm doch noch ein paar von den letzten Groschen geben würden.“*** *(Die Schöne im Mondkleid, S. 80)*

Christine überhöht die schnöde Realität bitterer Armut, indem sie deren anderes Gesicht hervorhebt, deutet sie Begriff Armut um (**„Arm der Mutter“**): *„Statt für den desolaten materiellen Zustand zu gelten, steht er für einen Raum, der der Liebe offen steht…“ (S. 119).*

Und in diesem Raum nimmt für das Mädchen den wichtigsten Platz die Mutter ein, eine Frau, die duldsam und mutig, ergeben und stark die materielle Notsituation meistert. Es ist dieses umgedeutete Armutsverständnis, welches den Schlüssel zur Armutsbewältigung der Dichterin beinhaltet.

> ***Mit leergetrommeltem Herzen,***
> ***mit leergebetetem Hirn***
> ***und als die allerletzte***
> ***in der Schlange der Armut.***
> ***Zu spät gekommen, zu flach geatmet –***
> ***Die Gnade ist ausgegangen.***
> ***Hungrig! Hungrig!***
> ***In Abfalleimern fault Zorn,***
> ***bittere Schalen der süßen Nüsse.***
> ***So viele haben Nüsse gehabt?***
> ***Gibt es das wirklich?*** *(Sonnenvogel, S.50, Ausschnitt)*

3. Segnung, Rebellion, Resignation

Im Briefwechsel mit Ingeborg Teuffenbach, die in begüterten großbürgerlichen Verhältnissen lebte, versucht Christine ihrer Freundin die Berührungsangst mit der Armut zu nehmen, die nicht nur hässliche Seiten habe. Sie will Inges Furcht vor der Armut wenigstens mildern, weil nur dann eine ernsthafte Freundschaft zwischen ihnen beiden möglich sei:

> ***"…denn ich bestehe aus lauter Stücken purer Armut."*** *(Die Schöne im Mohnkleid, S. 7)*
>
> ***„Lächeln darfst Du, ja dies gerade möchte ich, dass Du lächeln könntest über den fremden und befremdenden Anblick der Armut. Manchmal meine ich, das Wort käme davon, dass man im Zustand der Armut arm an Mut wäre. Nämlich arm an jeglichem Mut."*** *(ebd. S.)*

Das weist Christine jedoch, indem sie an ihre geliebte Mutter denkt, entschieden zurück. Die Mutter ist nämlich mit ihrer Haltung Schutzschild und Vorbild zugleich:

> ***„Aber wenn ich an meine Mutter denke, die in den allerbittersten, versorgtesten Stunden … doch noch so unbeschreiblich viel strahlenden Mut in ihren Augensternen hatte…"*** *(Die Schöne im Mohnkleid, S. 12)*
>
> ***„Sie war stärker als die Sonne, inniger als der Mond, sie war wie ein ewiges Licht, das unaufhörlich von den sanften Ölen willig ertragener Armut gespeist wurde."*** *(Die Schöne im Mohnkleid, S. 26)*

Durch Armut bedingte Mutlosigkeit lässt Christine auch für sich selbst nicht gelten. Sie verschweigt zwar nicht die bittere materielle Not ihrer Familie, betont aber auch, welcher geistige und seelische Reichtum damit verbunden sein kann.

Betrachten wir Christines Kindheit, sind da zumindest zwei außergewöhnlich stark ausgeprägte Entwicklungsrisiken, mit denen das zart besaitete Mädchen zu kämpfen hat: einerseits die Armut und andererseits Krankheit und seelische wie körperliche Leiden; beides hat eine bedrückende Außenseiterposition des heranwachsenden Mädchens zur Folge und führt dazu, dass sich Christine ständig zurückgesetzt fühlen musste.

Für das Erleben und Verarbeiten dieser physischen und psychischen Belastungen spielt bei Christine Lavant ihre Flucht in die Phantasie eine große Rolle, eine Kraft, die sie zugleich sucht und fürchtet. Christine sieht die schäbige Stube, wie sie Ingeborgs Augen wahrnehmen, verfremdet durch einen Spiegel, der dort an der Wand hängt. Es ist eine durch die funkelnde Kraft des Spiegels gebrochene Sicht auf die Realität. Ihre Phantasie und ihr reiches Innenleben wirken gleichsam wie eine alles verzaubernde Kraft. In Christines Augen bekommen so immaterielle Aspekte ein viel größeres Gewicht, wie die aufopferungsvolle Liebe der Mutter und die letztliche Geborgenheit in der „familiären Stube".

Hierzu schreibt Teuffenbach, deren biografische Skizze sehr nah an die Lebensrealität der Dichterin herankommt: *„Die Phantasie ist mächtig, sie hilft Härten ertragen, sie zaubert gute Menschen her und freundliche Orte (…) Sie erhebt sich gegen das Elend und lässt es verschwinden wie die Sonne die Kälte verschwinden lässt, und der Tag die Nacht." (Teuffenbach, S. 12)*

4. So weit die Worte tragen

Christine Lavant ist zweifellos zeitlebens eine außergewöhnliche Erscheinung, als Persönlichkeit wie als Dichterin. Unglaublich, woher sie die Kraft nehmen konnte, um schlicht zu überleben und überdies ein dichterisches Werk vorzulegen, das Seinesgleichen sucht.
Fragen wir uns, über welche „inneren und äußeren Schutzfaktoren" das Mädchen verfügte, um allen Widrigkeiten zum Trotz seinen ganz eigenen Weg zu gehen.

Da ist die fürsorgliche, ihr innig zugewandte und tapfere *Mutter*, die unbeirrt an ihrer Seite steht. Da sind auch ihre *Geschwister*, die sie außer Haus auf dem Schulweg begleiten, vor verbalen Angriffen schützen sollen, sich manchmal allerdings auch ihrer schämen. Da ist eine namentlich erwähnte und von Christine sehr *geliebte und verehrte Lehrerin*, die das Kind in Schutz nimmt und besonders fördert. Da ist auch *der Primarius* der Augenklinik, der dem Mädchen zugetan ist und dem sein außergewöhnliches Talent aufgefallen sein mochte, so dass er der Neunjährigen Goethe schenkt. Die Freundschaft zu diesem Primarius und seiner Frau sollte ihr später bei der Suche nach einem Verlag für ihre ersten Veröffentlichungen hilfreich sein. Überhaupt spielen *Förderer und Freunde* für ihre literarische Laufbahn eine zentrale Rolle, da die Dichterin fast durchgehend abgeschieden in ihrem Heimatort lebt.

Aber über die stärksten Schutzfaktoren verfügte Christine Lavant selbst und diese Stärken kamen schon in ihrer frühesten Kindheit zur Wirkung. Dieses so offensichtlich von Geburt an von Krankheiten und Gebrechen gebeutelte Mädchen scheint von einem *unbeugsamen Überlebenswillen* beseelt gewesen zu sein und zweifellos auch von enormer *Leidensfähigkeit*. Daraus – wie auch aus einer gehörigen Portion *Widerständigkeit und Aufmüpfigkeit* – erwuchs ihr wohl eine ungewöhnliche innere Kraft, die sie trotz gegenteiliger ärztlicher Prognosen weiterleben ließ und überdies reichste lyrische Produktivität ermöglichte.

Dieser Weg war ihr – von ihrer ureigensten Begabung einmal abgesehen – nicht in die Wiege gelegt. Ihre Widerständigkeit ist auch mit einer *heftigen Wut gepaart*, die sie buchstäblich Gott und der Welt entgegen schleudert. Schon als Kind lehnt sich Christine gegen ihr hartes Los auf, für das sie einen – in ihren Augen keineswegs unfehlbaren – Gott zunehmend zur Rede stellt. Im Gegensatz zu ihrer Mutter ist Christine – in ihrem Innersten und charakterlich – nicht die stumm Leidende:

Du hast mich aus aller Freude geholt.
Aber ich werde dennoch genau,
ganz genau, nur so lange darunter leiden,
als es mir selbst gefällig ist, Herr.
Du hast mich im Zustand der wildesten Hoffart
und des zornigsten Mutes vor Dir.
Heb Deine Hand und schlage mich nieder,
ich werde dann nur um so höher springen,
und Du wirst mich ewig vor Augen haben,
den kleinen, roten, zornigen Ball.
Jede Stelle wirft mich zu Dir zurück,
weil Du mich vor jener einzigen Stelle,
wo ich Herz war und freudig und weich wie ein Vogel,
wegholtest, um mich zusammenzuballen
und ins ewige Leiden zu werfen. *(Sonnenvogel, S.46)*

Schon als Schulmädchen nimmt sie die Kränkungen und Hänseleien der anderen Kinder *nicht als duldsam und hilflos Leidende* hin. Da ihr die körperliche Kraft fehlte, sich zur Wehr zu setzen, weiß sie sich zu helfen, indem sie andere, unsichtbare, *mit ihrer blühenden Phantasie herbeigeholte Kräfte* mobilisiert. So phantasiert sie zu Schutz und Gegenwehr Phantasiege-

stalten herbei – beispielsweise den „*Helferich*“ in der „Rosenkugel“, einer Erzählung mit offenkundig autobiografischem Hintergrund, unter Schamgefühlen, wenn die helfenden Mächte dunkler Natur sind. Christine verfügt dank ihrer medialen Fähigkeiten und Durchlässigkeit über Mächte, die anderen Kindern versperrt sind, deren Wirkung sie aber fassbar zu spüren bekommen. Dieser Schutzwall versetzt das Schulmädchen in die Lage, zumindest in ihrer Phantasie Kränkungen und Ungerechtigkeiten nicht ungestraft durchgehen zu lassen. In der „Rosenkugel“ erwehrt sich Thora, das „Winzelein“, gegen Anfeindungen der „bösen Buben“:

> ***„Thora rief heimlich nach der Mutter und nach dem Schutzengel, aber auch diese beiden kamen nicht. Als sie in ihre Angst hinein das Wort Teufel hörte, fiel ihr ein, dass dieser oft schon nachts als großer starker Mann zu ihr gekommen war und ihr vieles versprochen hatte, wenn sie abends dafür beim gemeinsamen lauten Beten still sein und was böses vor sich hindenken würde. Aber sie hatte bisher immer nein gesagt…“*** *(Die Rosenkugel, S. 9)*

Als sie gerade einen Mann vorbeigehen sieht, deutet sie das als Zeichen, den Deal jetzt einzugehen, und schreit:

> ***„Lasst mich aus! Greift mich bloß nicht mehr an, sonst verzaubere ich euch alle auf der Stell!***
> ***Da wurde es wunderbar still auf der Straße wie in einer Kirche vor der Wandlung…“****(Die Rosenkugel, S. 9)*

In ihrer ersten Veröffentlichung, der Erzählung *„Das Kind“*, schildert sie ihre Erlebnisse während eines Krankenhausaufenthalts in Klagenfurt. Dass sie von oben bis unten wegen ihrer „Arme-Leute-Krankheit“ verbunden und zudem schwer kurzsichtig ist, macht sie im Spital ebenso zur Außenseiterin wie ihre für andere unvorstellbare häusliche Not.

Als selbst der bewunderte Primarius dem Mädchen nicht glauben will, dass ihre Eltern kein Geld haben, um sie abzuholen, *„flüchtet es sich in den Glauben an Engel oder an den großen schmerzenden Zauber, der es wieder gesund machen wird“ (Klappentext)*, …und da sieht sie ihre ältere Schwester als feine Dame gekleidet und ihre Mutter als Fee, wie sie vorbeikommen, um sie abzuholen, so dass die anderen Kinder sie beneiden können.

Hier sind wir an einem Punkt, an dem es schwer fällt, dezidierte Einschätzungen zur Bewältigungs- und Resilienzfähigkeit dieser ungewöhnlichen Frau zu geben. Denn zweifellos kommt in ihrem späteren Leben *das Schreiben* als zentrale Kraftquelle hinzu, welches sich im Wesentlichen wohl aus Christines *Zugang zu anderen Welten* speist. Es ist dieser Zugang, der ihr eine unglaubliche Bildkraft und eine zauberhafte, schöpferische Wortgewalt verleiht. Gepaart mit der Erfahrung einer sie leidenschaftlich beglückenden *Liebe* steigt sie „wie ein strahlender Stern am Dichterhimmel" auf.

Aber diese Kraftquelle wird nicht unversiegbar sein. Zwar schreibt Christine schon mit zwölf Jahren, vernichtet aber mit 17 ihre Texte nach Ablehnung eines Romanmanuskripts durch den Verlag. Erst mit 30, nach der Rilke-Lektüre, „sprudelt" es nur so aus ihr heraus. Sie sendet ihre Gedichte an den Primarius der Augenklinik, und so gelangen sie auf Umwegen an den Verleger Victor Kubczak, der ihre ersten Werke im Brentano Verlag veröffentlicht.
Diese Kraft erlöscht ein weiteres Mal – und diesmal endgültig um 1955, nach einer zehnjährigen äußerst produktiven Schaffensphase –, als ihre große Liebe zerbricht. Dazu schreibt sie ihrer ebenfalls dichtenden engen Freundin Ingeborg Teuffenbach:

> ***„Das Schreiben fällt langsam von mir ab wie die äußerste dürre Haut einer Zwiebel"*** *(Herz auf dem Sprung, S.100)*

In dieser Phase – in der ihr die eigentliche Kraftquelle, das Dichten, versagt ist – kommen uneingestandene Sehnsüchte hoch:

> ***„Ich habe auch keine Angst nicht mehr dichten zu können. Es ist viel schlimmer keinen Mann und kein Kind zu haben als nicht Dichten zu können. Und wenn ich das viel Schlimmere überstehen kann dann werde ich auch das andere überstehen."*** *(Herz auf dem Sprung, S. 102)*

Dies schreibt sie zu Allerheiligen 1955 an Ingeborg, noch stark im Trennungsschmerz gefangen. Kein Zufall, dass Anfang und Ende ihrer großen Liebe augenfällig mit der Zeit ihrer dichterischen Schaffenskraft zusammenfallen. Ihre Gefühlslage nach der Trennung charakterisiert sie mit ***„Zorn Erbitterung Verlassenheit Hass."*** *(S. 104).* 1956 bereits bekennt sie:

> ***„Dichten kann ich schon lange nimmer es ist alles in mir erkaltet und verhärtet"****(S.109 f.)*

und sucht Halt im Alltag:

> ***"Du weißt ja unter all meinen Verrücktheiten ist das Gefühl für das Wirkliche und Hiesige sehr stark das macht vielleicht meine ganze Zähigkeit aus. Unsere Mutter war wohl auch so."*** *(S. 130),*

schreibt sie der Teuffenbach.

Auch der Briefwechsel insgesamt nimmt ab. Diese Selbstbescheidung mag man ihr kaum glauben, sie redet sich die Situation wohl schön; weil sie immer noch literarische Fördergelder bekommt, plagen sie zudem Schuldgefühle. Zum Verstummen trägt aber auch das Schwinden des religiösen Schutzfaktors bei, denn die ursprünglich stark an die christlich-gläubige Metaphorik angelehnte Bildsprache wird zunehmend in Frage gestellt; unter Ausweitung der religiösen Vorstellungswelt mehren sich Zweifel am rettenden Gott.

> ***(…) Dieses Schiff wird nie verständig werden –***
> ***Melde oben bei dem Bootsverleiher,***
> ***dass wir brüllend und das Maul voll Suff***
> ***seine Sterne aus der Hölle holen.*** *(Sonnenvogel, S.21)*

Das früher so starke Gefühl des Ineins-Seins und Ineinandergreifens der Welten, der Verbundenheit von allem mit allem, das ihre Lyrik inspirierte, zerbricht zusehends; der Himmelsleiter fehlen nun einige Stufen, jener Himmelsleiter, nach der ihr ***„Herz, das magere Mäuslein, tatzelt"*** *(Sonnenvogel, S.50).*

Am Literaturbetrieb hat die Lavant ohnehin mehr gelitten als ihn genossen, und ihre Schreibzustände seit jeher durch unmäßigen Konsum von Zigaretten, Kaffee und Tabletten, insbesondere Schlafmitteln für die kurzen Schlafpausen, erkauft.

Dass sie dabei ständig einen hohen Preis zahlt, ist ihr sehr wohl bewusst gewesen:

> ***„Ich bin maßlos in allem. Aber wenn ich…plötzlich ein Maß annähme, glaube mir, es käme nur Verlust überall dabei heraus"*** *(an Ingeborg Teuffenbach, 29.10.48).*

So sehr sich Christine Lavant viele Jahre ihre Schutzfaktoren dichtend selbst erschreiben konnte, so dass große Teile ihres Resilienzpotenzials in ihrer Lyrik aufgingen, so sehr musste sie mit ihrer Resilienzfähigkeit an ein Ende kommen, sobald sie die Flügel ihrer Dichtung nicht mehr trugen.

War diese Frau nun resilient? Und worin zeigt sich das? Leicht und schwer zugleich zu beantworten! Zweifellos war Christine ein resilientes Kind, dessen Widerständigkeit volle Bewunderung verdient. Getragen von der Kraft der Phantasie und einer geheimnisvollen Durchlässigkeit, scheint dieses Kind allen Unbilden des Lebens zu trotzen und dem suizidalen Sog zu entrinnen. Auch später kann man ihrer Dichtung diesen unbändigen Lebenswillen allein schon aus der Wortgewalt ablesen. Doch wie steht es mit der Lebensphase nach dem Erlöschen ihrer großen Liebe und dem Verstummen ihrer dichterischen Kraft?

Eine endgültige Antwort möchte ich nicht geben, weil konkrete Informationen zu dieser Lebensphase rar sind… und man Christine Lavant selbst dazu befragen müsste. In aller Vorläufigkeit aber sehe ich hier ein Beispiel dafür, dass Resilienz nicht ein Gut ist, das man sich ein für alle Mal „erobert“ und für den Rest seines Lebens „besitzt“, wissen wir doch, dass es sich um eine Fähigkeit, um eine Lebenskraft handelt, die sich jeder Mensch in jeder Krise und bei jeder besonderen Herausforderung immer wieder neu erkämpfen muss.

Zerschlage die Glocke in meinem Gehör,
durchschneide den Knoten in meiner Kehle,
erwärme mir mein erdrosseltes Herz
und mache die Augäpfel zeitig.

Verkümmert kam ich vom Mutterleib.
O hättest Du mich in die Sonne geworfen
und nachts in den Hundsstern! – Dein Zartsinn ist schuld,
daß ich notreif die Brandstatt durchwühle.

Wer hat mir die Erde zu früh verlöscht?
Die Glocke wäre darin geschmolzen,
der Knoten verbrannt und mein Herz ganz erglüht,
meine Augäpfel hätten jetzt Kerne.

(Gedichte, ausgewählt v. Thomas Bernhard, S.86)

Resümmierend könnten wir sagen, dass

- bei Frank McCourt Schreiben und Schreiberfolg krönender Abschluss eines wohl klassisch resilienten Lebensverlaufs sind, wobei er seine Resilienzerfahrung ganz bewusst

im Unterricht weitergegeben hat;

- für Thomas Bernhard das Schreiben allein für sich schon Selbstbehauptung war und Überlebenshilfe nach den erlittenen Traumata der Kindheit, zugleich auch Stufenleiter zum Erfolg, freilich um den Preis eines selbst gewählten Außenseitertums;
- dass uns aber bei Christine Lavant Produktivität und Erlöschen lyrischer Schaffenskraft vor Augen führen, wie vorläufig und begrenzt das menschliche Resilienzpotential letztlich sein kann.

Für mich bestätigt sich hier wieder, dass letzten Endes nur der einzelne darüber befinden kann, was für ihn Resilienz ist und wie sie ihm gelingt. Dafür müssen wir alle, gerade auch die Professionellen, das nötige Feingefühl entwickeln und im Zweifelsfall respektvoll vor solcher Eigengesetzlichkeit zurücktreten.

Zum Abschied will ich noch kurz mein eigenes Geheimnis lüften: Vielleicht ahnen einige ja längst, dass das Titelbild auf meinem Buch ‚Armes Kind – starkes Kind?' ein Kinderfoto von mir ist, denn auch ich bin als Kind im ländlichen Südtirol in Armut groß geworden. Meine Eltern konnten mich nicht behalten – bald nämlich wurde meine Mutter Tb-krank – und haben mich schon mit 14 Tagen an eine Ziehmutter abgegeben, die selbst Witwe war und sich und ihre fünf Kinder durch Putzjobs, Haushaltshilfe und durch Pflege fremder Kinder durchgebracht hat. Ihr verdanke ich zweifellos, dass ich heute hier stehe. Ihre aufopferungsvolle Liebe und Zuneigung hat mir auch dann ein Zuhause geboten, als meine Eltern bald schon nicht mehr in der Lage waren, jenes Pflegegeld zu zahlen, das sie eigentlich bitter nötig gehabt hätte. Das war die Voraussetzung für mich, später aus der Enge des sozialen Umfeldes, in dem eigentlich nur zählte, wer etwas besaß, auszubrechen und Wege zu beschreiten, die man mir dort nicht zugestanden hätte. Der Logik meiner inneren Biografie entspricht es also, dass ich dann selber als Forscherin schreibend beim Aufsuchen solcher Biografien meiner eigenen Resilienzfähigkeit nachspüre.

Da, wo ich herkomme, würde man jetzt nicht ‚Danke für die Aufmerksamkeit' sagen, sondern schlicht ‚Vergelt's Gott'.